



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.

1915. * Nr. 9.

Verlag von Adam Etienne, Destrich-Eltville.

Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Nibel.
 (Fortsetzung.)

Nachdem sich der erste Sturm der Freude gelegt hatte, nötigten Großvater und Enkelin den so unerwartet gekommenen in das Innere der Hütte, wo Trudelein sich sofort an den Herd begab, um ein Mahl für die Gäste zu rüsten. Der junge Ritter vermochte den Blick nicht von ihr abzuwenden, wie sie links die Kessel über das Feuer hängte, von einer Wildenteule große Fleischstücke abschnitt und Speck, Mehl und Eier in einem großen Hasen vermengte. Er mußte sich über die Gelassenheit wundern, mit welcher die Jungfrau alle diese Verrichtungen besorgte, als hätte seine Umarmung und sein Kuß ihr Herz nicht im geringsten höher schlagen gemacht, und auch er mußte sich immer wieder die Frage vorlegen, was ihn dazu getrieben hatte, das Trudelein in so stürmischer Weise zu begrüßen. Wieder empfand er einen seltsamen Zwiespalt in seinem Innern, gerade wie damals, als er nach Burg Rosenstein geritten war. Seines Herzens ganze Liebe gehörte der schönen Walburga von Rosenstein und hunderte Mal hatte er es sich nach seiner gelungenen Flucht geschworen, daß niemals im Leben ein Weib an seinem Herzen ruhen sollte, da ihm die eine versagt war, und doch hatte es ihn wie mit geheimen Gewalten dazu gedrängt, das schöne Trudelein bei dem Wiedersehen liebend zu umfassen. — In seiner Zerstretheit gab er auf die von dem alten Köhler an ihn gerichteten Fragen ganz verkehrte Antworten und erst als einer der ihn begleitenden Rei-

figen in die Hütte trat, um seine Befehle zu erfragen, raffte er sich empor, wies seine Leute an, draußen im Tannenwald zu lagern, und gab dann dem Alten über den Zweck seines Kommens Bericht. Und zu seinem freudigen Erstaunen erfuhr Rainrad Schlicht, daß König Rudolf mit gewaltiger Heeresmacht im Anzuge sei, um dem von den räuberischen Adelligen geknechteten Lande den Frieden zu geben. Schon waren in den Tälern des Kocherflusses und des Rothbachs mehrere feste Schlösser von den Scharen des Königs erstürmt und der Erde gleich gemacht worden. Hohenalzingen, die Feste des Ritters Pachowar umzingelt und wurde täglich berannt, und schon drangen die ersten Heerhaufen nach dem Remstale vor, um Burg Rosenstein einzuschließen. — Heinz von Horn war mit der Eroberung der Feste betraut worden und führte als



General der Infanterie Zvezozar Boroevic v. Bojna,
 der Führer der österreichisch-ungarischen Armee, die in den Karpaten Erfolge gegen die Russen hatte.
 Phot. Garkanyi.

Feldhauptmann die nach dem Remstal entsendeten Streiter; mit einer Anzahl seiner Reifigen war er heute bis zu der Köhlerhütte vorgebrungen, um die von der nachfolgenden Hauptmacht einzuschlagenden Wege festzustellen. Man kann sich denken, wie mächtig diese Mitteilung den alten Köhler erregte. Endlich sollte die Stunde schlagen, in welcher den verruchten Gewaltthätern auf Burg Rosenstein die zahllosen von ihnen begangenen Untaten heimgezahlt wurden. Aber dennoch schützelte er bedenklich den Kopf und verhehlte dem jungen Ritter nicht, daß es eine schwere Aufgabe war, den Rosenstein zu bezwingen. Von fast allen Seiten unzugänglich und an den wenigen Stellen, wo man ihr nahen konnte, mit furchtbaren Wehren und Bollwerken ausgerüstet, konnte die Feste monden, ja jahrelang einer Belagerung trotzen. Jeder Versuch, sie im Sturm zu nehmen, erschien vollständig aussichtslos.

und hätte sicherlich Hunderten von Streitern den Tod gebracht. So blieb als das einzige, nächstliegende Mittel nur übrig, die Burg vollständig einzuschließen und auszuhungern, aber dazu gehörte eine gewaltige Heeresmacht, da die Feste, wie Mainrad schlicht wußte, auf lange Zeit hinaus reichlich mit Lebensmitteln versehen war. Unmöglich aber konnte der König in den unruhigen Zeitläuften einen großen Teil seiner Streitkräfte für lange Zeit an einem Punkte festlegen, abgesehen davon, daß sein Ansehen erheblich Einbuße im Reiche erlitten hätte, wenn es den Rosensteinern gelang, erfolgreich Widerstand zu leisten.

Im Eifer des Gespräches hatten die beiden Männer nicht beachtet, daß das Lachen und Scherzen der Reifigen draußen vor der Hütte verstummt war und daß dagegen eine zeternde Weiberstimme hörbar wurde, welche dem mit Heinz von Horn gekommenen alten Graubart in rauher Weise Antwort gab. Aber wie von einem zündenden Feuerstrahl getroffen, fuhr der junge Ritter in namenlosem Entzücken empor, als er eine wohlklingende Stimme jetzt draußen vernahm, die gebieterisch sagte: „Ihr habt kein Recht, den Eingang mir zu wehren — führt mich zum Köhler Mainrad!“

Mit einem Sprunge war Heinz an der Tür. Vor derselben standen zwei Bauernweiber, von welchen die ältere heftig auf den graubärtigen Reifigen einsprach, während die andere bei Erscheinen des jungen Ritters diesem mit offenen Armen entgegeneilte.

„Walburga!“ rief Heinz und schoß überwältigt von glückseligen Empfindungen die ihm selig Entgegenlächelnde an die Brust. Sie wehrte ihm nicht, schlang vielmehr ihre beiden Arme um seinen Hals und stammelte in leidenschaftlich lehlenden Tönen: „Schützt mich, geliebter Mann vor den Ruchlosen, die sich meine Brüder nennen! Zur Hölle haben sie mir das Haus meiner Väter gemacht, seitdem Ihr von dannen geritten seid — zu jeder Stunde war mein Leben in Gefahr. Wenn sie mich wieder greifen, ist mir der Tod gewiß!“

Das grobe Tuch, welches die Jungfrau um die Schultern trug, hatte sich gelöst, und wieder sah der junge Ritter das winzige Muttermal an dem schneeigen Halse. Das brachte ihn zur Besinnung. Langsam löste er sich aus den Armen der furchtbar Erregten und suchte sie mit tröstenden Worten zu beruhigen.

„Ihr steht in meinem Schutze, teure Walburga — im Schutze des königlichen Feldhauptmanns Heinz von Horn. Dies ist mein wahrer Name. Dem Himmel sei gedankt, der mich zur rechten Stunde hierher geführt!“

Damit führte er die Jungfrau in das Innere der Hütte, wo die Enkelin des Köhlers, als sie die Angelommene erkannte, dieser mit strahlenden Augen entgegeneilte und sie in die Arme schloß.

Die alte Friedegund hatte unterdessen in ihrem mit dem graubärtigen Reitersmann geführten Wortgefecht offenbar einen glänzenden Sieg davongetragen, denn fluchtartig zog sich der Alte unter dem Hohngelächter seiner Genossen vor ihrer scharfen Zunge zurück. Jetzt trippelte sie dem jungen Ritter nach und begann schmollend:

„Ei, ei, Herr Heinz, habt Ihr denn Eure Augen nur für die Junge und seht die Alte nicht? Und findet Ihr kein Wörtlein, das auch mich willkommen heißt?“

Die Worte der Alten gaben Heinz ein Stück seiner früheren frohen Laune wieder. Lächelnd ergriff er beide Hände Friedegunds, streichelte ihr zärtlich die runderlichen Wangen und erwiderte: „Kein Wörtlein finde ich, um Euch für das zu danken, was Ihr an mir getan, Frau Friedegund. Ohne Eure kluge Hilfe stünd' ich vielleicht nicht lebend hier. Und irre ich nicht ganz, dann ist auch heute nur durch Eure Hilfe Eure edlen Herrin die Flucht gelungen!“

„Eigenlob stinkt, sagt das Sprichwort!“ entgegnete die Alte sichtlich geschmeichelt. Doch kann ich nicht verhehlen, daß ich die Augen offen hielt und heute den rechten Augenblick zur Flucht erfaßte. Der Haug und Jörg sind heute schon in aller Frühe weggeritten, um mit den wüsten Spießgesellen zu beraten, wie sie der Macht des Königs trotzen könnten. Ist aber die Katze aus dem Haus, dann tanzt die Maus! Kaum waren die gestrengen Herren von dannen, als auch mein grauer Schelm, der Wolf Niebrand mit dem Wildmeister, dem Roswart und dem Waffenschmied — sind greuliche Galgenstride genau wie er — zu würfeln und zu zechen begann. Des Weines voll beachteten sie nicht, daß Bauernweiber aus dem Dorf zur Feste kamen, die Butter, Eier, Milch und Honig brachten — beachteten auch nicht, daß zwei Weiber waren es, meine liebe Burga und ich, vermunnt in bäuerlichem Gewand. So sind wir hier.“

„Und kehret nie nach Rosenstein zurück!“ sagte der junge Feldhauptmann. Die Feste ist dem Untergang geweiht. Des Königs wiederholte Forderung, sich seiner Oberhoheit zu unterwerfen, den gebotenen Landfrieden zu halten, haben die Ritter

Haug und Jörg von Rosenstein mit frechem Hohn zurückgewiesen. So wurde mir geboten, Burg Rosenstein zu brechen, und die Übermütigen mit Gewalt vor Herrn Rudolfs Strafgericht zu bringen. Und eher nicht verlaß ich lebend diesen Gau, bis meines königlichen Herrn Gebot erfüllt ist. Dann aber“ — der Sprecher zog die Alte in einen Winkel der Hütte und fuhr flüsternd fort — „dann Friedegund führ' ich die Schwester meiner lieben Mutter zu. Ich weiß, wer meine Schwester ist — das Muttermal an ihrem Halse hat es mir verraten und alles, was ich einst von Euch vernahm, trifft zu. Ihr schüttelt mit dem Kopf? Jetzt, da ich alles weiß, dürft Ihr die offene Wahrheit mir gestehen!“

„Ich bin durch meinen Eid gebunden, lieber Junfer Heinz und kann Euch nichts gestehen!“ erwiderte die Alte. „Fragt mich nicht weiter — weder ja noch nein vernehmet Ihr von mir!“

„Doch eines müßt Ihr mir geloben, gute Friedegund!“ bat der junge Ritter. „Wenn es des lieben Herrgotts Wille ist, daß ich im Kampf den Tod erleide, dann führet Ihr die Schwester meiner Mutter zu. Im Heerlager des Königs, unweit dem Städtlein Aalen, weilet sie bei meinem Ohm, dem Ritter Werner von Fürstenberg und harret voll banger Hoffnung meiner Wiederkehr. Denn anvertraut hab' ich der Guten, daß ich die Schwester auf dem Rosenstein gefunden.“

„Verlaßt Euch drauf, ich will es treu bestellen, lieber Junfer Heinz. Doch denkt nicht an den Tod!“ Und lauter, so daß alle anderen es hören konnten, fuhr Friedegund fort: „Vor allem denkt daran, wie Ihr den Rosenstein bezwingen möget! Ist eine harte Ruß, die Euer königlicher Herr zu machen Euch gegeben! Der Haug und Jörg, die spotten jeder Heeresmacht auf ihrem Felseneste!“

„Wohl weiß ich, daß es ungeheure Opfer kosten wird, die Feste zu ersteigen!“ erwiderte Heinz fest. „Doch schred' ich nicht davor zurück. Sobald die Sonne sinkt, sind meiner Streiter Scharen herangekommen und morgen mit dem Frühesten beginnen wir mit dem Sturm!“

Da trat Walburga von Rosenstein, die in eifrigem Gespräch mit der Enkelin des Köhlers am Herde gestanden hatte, an den jungen Ritter heran und sagte: „Den Rosenstein gedenkt Ihr zu erstürmen, Herr Heinz von Horn? Bedenkt Ihr auch, wie viele Eurer Streiter dann dem Tod verfallen sind — dem Tod verfallen, ohne daß es Euch gelingt, nur einen Fußbreit Bodens zu gewinnen? Und Ihr — ich wage nicht daran zu denken — wäret vielleicht der erste, der blutend niedersinkt! Nein, teurer Freund — vor solchem tollem Wagemute muß ich Euch bewahren! Der Rosenstein ist unbezwingbar, aber ich, Walburga von Rosenstein, die das gleiche Recht hat auf meiner Väter Haus wie meine Brüder Haug und Jörg — ich überliefere Euch die Feste. Um eines aber bitt' ich Euch: Schont meine Brüder! Wenn sie auch niemals brüderlich gesinnt mir waren, so fließt in ihren Adern doch das gleiche Blut wie in den meinen!“

Dem jungen Ritter schwebte es auf der Zunge, laut hinauszurufen, daß Walburga sich täusche, daß Haug und Jörg nicht ihre Brüder wären, aber die alte Friedegund hob warnend den Finger, als hätte sie seine Gedanken erraten und sagte schnell: „Herr Heinz von Horn wird Eure Brüder schonen, liebe Burga, und wenn Ihr ihn von Herzen bittet, dann wird es ihm auch nicht an einem guten Worte bei seinem königlichen Herrn fehlen, daß ihnen Gnade wird. Nicht wahr, Herr Junfer Heinz?“

Heinz nickte nur lächelnd der Alten zu und wendete sich an Walburga: „Burg Rosenstein wollt Ihr mir überliefern, Teure? Doch wie vermöchtet Ihr —“

„Ich vermag es!“ unterbrach ihn die Jungfrau. „Auf unwegsamem Pfade führ' ich Euch und Eure Mannen zu einem kleinen Mauerspörtchen, durch das ich oftmals schon die Burg verließ, wenn meine Brüder mir den Ausgang durch das Tor verwehrten. Wollt es vor Monden schon zur Flucht benutzen, aber wohin sollt ich mich wenden? Ich hoffte stets auf Euch — erwartete mit jedem Tag ein Zeichen, daß Ihr mir nahe seid — jedoch vergeblich. Als aber Kunde kam, daß König Rudolf nahe, da trieb es mich, zu dem Gewaltigen zu eilen und ihn um Schutz zu bitten!“

Die unerwartete Aussicht, daß es ihm gelingen sollte, Burg Rosenstein auf die von Walburga geschilderte Weise einzunehmen, versetzten den jungen Ritter in sieberhafte Erregung. Der Sturm von Wonne und Qual, der ihn bei dem Wiedersehen der Heißgeliebten durchtobt, war verweht, und alle leidenschaftlichen Empfindungen seines Innern traten vor der Aufgabe zurück, vor die er sich gestellt sah. Er war wieder ganz Kriegsmann, den nur der Gedanke beherrschte, seine Pflicht zu erfüllen und sich durch die Eroberung der für uneinnehmbar geltenden Feste Ruhm und Ehre zu erwerben. Rasch besprach er mit der Jungfrau alle Einzelheiten des geplanten Überfalles, befahl mehreren seiner Reifigen, zu den nachrückenden Heerhaufen zu eilen und

dieselben nach dem Tale der Rems zu führen. Er selbst mit mehreren seiner Mannen wollte zum Schutze der Jungfrau in der Köhlerhütte bleiben, für den Fall Verfolger nahen. Dagegen aber erhob der alte Köhler Einspruch mit dem Hinweis darauf, daß der ganze Plan vereitelt werden könnte, wenn es den Rittern von Rosenstein kund ward, daß königliche Mannen sich in der Nähe der Feste befanden. Der Ritter mit seinen Reifigen sowohl wie die flüchtigen Frauen — so riet der Alte — mußten sich bis zum Eintritt der Nacht und bis zum Eintreffen der Streiter im Walde versteckt halten, so daß etwaige, die Köhlerhütte aufsuchenden Verfolger, keine Spur von ihnen gewahren konnten. So sehr es den jungen Ritter gelüstet hätte, die Verfolger mit blutigen Köpfen heimzuschicken, mußte er die Zweckmäßigkeit des Rates einsehen und folgte mit seinen Mannen und den beiden Frauen dem Köhler nach dem diesem vorbereiteten Versteck. Mainrad Schlicht aber tilgte nach seiner Rückkehr sämtliche Spuren der Kasse um die Hütte durch Überstreuen mit Tannennadeln, so daß auch das schärfste Späherauge nichts Außergewöhnliches gewahren konnte. Wie zu allen Zeiten lag die Köhlerhütte einsam und verlassen im wilden Tann.

9. Die Zerstörung der Burg Rosenstein.

Wie klug die Vorherjage Meinrad Schlichts gewesen war, das erwies sich eine Stunde später, als ein Trupp Reiter die Tannenschlucht aufwärts ritt und der Führer desselben dem gelassen an seinen qualmenden Weibern stehenden Köhler mit rauher Stimme gebot, die von Burg Rosenstein entwichene Schwester der gestrengen Herren auszuliefern, denn alle Anzeichen sprächen dafür, daß die Flüchtigen mit der alten Friedegund sich nach der Köhlerhütte gewendet hätte. Aber da kam er bei dem wegen seiner Grobheit berüchtigten Köhler böß an. Seinen Schürbaum schwingend, überschüttete der Alte die Reiter mit einem Hagel von derben Scheltworten. Sie sollten ihn in Frieden lassen und sich zum Teufel scheren, wohin sie gehörten, schrie er wild. Hier in seiner Wildnis, wo sich die Füchle und Wölfe gute Nacht sagen, wären keine fortgelaufenen Weiber zu suchen. Und höhniß fügte er hinzu: „Glaubt Ihr Holzköpfe aber, daß ich die Flüchtigen vor euch verhehle, dann sucht sie euch in meiner Hütte — sucht lang und gründlich, so lange, bis die Weiber glücklich über alle Berge und euch Eseln entronnen sind.“

Das ungeschliffene Auftreten des Köhlers verfehlte seine Wirkung auf die Häfcher nicht, wäre Meinrad bei ihrem Erscheinen verlegen geworden, hätte er Ausflüchte gesucht oder das Durchsuchen seiner Hütte verwehrt, dann hätte der Verboht, daß die Verfolgten zu ihm geflohen wären, eine Bestätigung erhalten. So aber zeigte sich der Alte ganz in der an ihm gewohnten unwüchsigen Grobheit, forderte sie sogar selbst auf, die Hütte zu durchsuchen — da war wohl kaum anzunehmen, daß er etwas von dem Verbleib der Flüchtigen wußte. Sicherlich wäre dies nicht der Fall gewesen, wenn er sich der Verfolgten angenommen und sie auf ihrer weiteren Flucht auf den nur ihm bekannten Wegen durch die Wildnis geleitet hätte. Alle diese Erwägungen bestimmten die Häfcher, die Hütte nur flüchtig zu durchsuchen, und nach kurzer Frist, begleitet von den Hohnreden des Köhlers wieder davonzureiten, um die Verfolgung in anderer Richtung fortzusetzen.

So unbefangen sich Mainrad gegeben hatte, so atmete er doch auf, als die Hufstritte der Davonreitenden verklungen waren. Wie leicht hätte es geschehen können, daß der Vortrab der unter Heinz von Horn stehenden Heeresmacht eingetroffen und von den Rosensteiner Reitern gesehen worden wäre, denn die Sonne neigte sich schon zum Untergang und jeden Augenblick mußte die Spitze des Zuges erscheinen. Wirklich vernahm auch nach einer kurzen Weile das scharfe Ohr des Lauschenden ein Geräusch wie fernes Waffenklirren, und ehe noch die Dämmerung eintrat, sah er eine stattliche Reiterchaar, geführt von dem graubärtigen Reifigen, den der junge Feldhauptmann entsendet hatte, die steile Berglehne herabreiten. Dichte Massen reifigen Fußvolks folgten ihr. Lautlos flogen die Haufen zu Tal — ein endloser Zug. Schon war der Forst um die Köhlerhütte, so weit man sehen konnte, mit Bewaffneten angefüllt, die sich zur Raß lagerten, und immer noch sah man auf der Höhe die in den Strahlen der Abendsonne blühenden Speere und Panzer der nachfolgenden Scharen — ein Anblick, der den alten Köhler mit troher Zuversicht erfüllte.

Mit Einbruch der Dämmerung hatte sich das Firmament mit leichtem Gewölk überzogen, das die Mondscheibe verhüllte, so daß mit beginnender Nacht die umliegenden Höhen nur in dümmelnden Umrissen erschienen und ein tiefes Dunkel im Talgrunde herrschte. Das war dem jungen Feldhauptmann, der mit seinen Begleitern und den Frauen aus dem Versteck gekommen war, gerade recht. Dieses Dunkel begünstigte das Unternehmen, indem es den Wächtern der Burg das Herannahen der Heereschaar verbarg. Alle Anordnungen wurden getroffen und die

Zeit kurz nach Mitternacht, wenn voraussichtlich alles auf der Burg im tiefen Schlofe lag, zum Angriff ansetzen. —

Wenige Stunden später bewegte sich ein endloser Zug, geführt von dem alten Köhler und Walburga von Rosenstein, das Remstal aufwärts durch die schweigende Nacht. Am Fuße des Rosensteins angekommen, sammelten sich die Scharen, und Heinz von Horn folgte mit einer Schar auserwählter Streiter der ihnen rüstig voranschreitenden Jungfrau in eine schmale um den Felsen laufende Seitenschlucht, während die Hauptmacht unter Mainrads Führung den nach dem Eingangstor der Burg führenden Weg aufwärts ziehen sollte. Der zuerst durch dichtes Gestrüpp führende Pfad wurde immer steiler und steiniger, so daß die aufwärts Kletternden sich einander die Hände reichen mußten, um nicht bei einem Fehltritt in die Tiefe zu stürzen. Langsam, unendlich langsam ging es vorwärts, aber endlich war das Mauerspörtchen erreicht und nach kurzem Bemühen von den vordersten Mannen mit den Streitärten erbrochen. Durch einen in den Felsen gehauenen schmalen Gang gelangten die Eindringlinge in ein weites Gewölbe, wo sie sich sammelten. Ein Tor führte von hier in den großen Burghof, in dem noch nicht alles Leben erstorben zu sein schien, denn deutlich vernahm man Menschenstimmen und Gelächter. Vorsichtig spähend, gewahrte Heinz durch eine Spalte des Tores, daß die Eingangshalle des Hauptgebäudes noch erleuchtet war — die Ritter von Rosenstein sahen mit ihren Genossen noch beim Zechgelage.

Nur weniger Augenblicke bedurfte es für den jungen Feldhauptmann, um seinen Begleitern seine Befehle zu erteilen, dann riß er das Tor weit auf und stürmte mit den Seinen quer über den Hof auf das Eingangstor der Burg zu. Im Nu waren die wenigen dort wachhaltenden Knechte überwältigt, dem schlaftrunkenen Bogt Wolf Jsebrand die Schlüssel entrisßen und wenige Augenblicke später raffelte die Zugbrücke nieder, um die draußen harrenden Streiter durch das weitgeöffnete Tor einzulassen. Unter dem Schlachtrufe „Die König Judolf“ ergossen sich die Scharen ungehindert in den Burghof, jeden Widerstand der von allen Seiten mit Fadeln herbeieilenden Knechte niederschmetternd, so daß die Besatzung der Feste zum größten Teile überwältigt war, ehe noch die von dem Lärm erschreckten trunkenen Ritter, etwa zwanzig an der Zahl, recht zur Besinnung gekommen waren. Als sie die Gefahr erkannten und notdürftig gerüstet die Freitreppe herab den Eindringenden entgegenstürmten, da mußten sie erkennen, daß ihre Sache verloren sei, aber dennoch fochten sie mit dem Mute der Verzweiflung, bis einer nach dem anderen blutend niedersank, oder von den auf sie einstürmenden Mannen entwaffnet wurden. Nur Haug und Jörg von Rosenstein standen noch und wehrten wie grimme Eber die sie umheulende Meute, die sie Bedrängenden ab. Der junge Feldhauptmann rief ihnen zu, den nutzlosen Widerstand aufzugeben und sich zu ergeben, erreichte aber damit nur, daß Jörg von Rosenstein sich mit wuchtigen Streichen nach ihm Bahn zu brechen suchte. Beim Schein der Fadeln und an der Stimme hatte er in dem Führer der Feinde denjenigen erkannt, der vor Monden seiner Nache entgangen war — den seine verräterische Schwester wahrscheinlich zur Hilfe gerufen hatte. Das reizte ihn zur sinnlosen Wut, zur wilden Begierde, den Verhassten zu verderben. Und wie ein Blinder vorwärts stürmend, rannte er in die ihm von allen Seiten entgegenstarrenden Speere.

Als Haug von Rosenstein seinen Bruder zu Tode getroffen niedersinken sah, warf er sein Schwert hinweg und ergab sich den ihn umringenden Mannen. Damit war der Kampf beendet, denn die wenigen noch Widerstand leistenden Knechte folgten dem Beispiele ihres Herrn, so daß in kaum einer halben Stunde nach dem Eindringen Heinz von Horns ein vollständiger Sieg erfochten war. —

(Fortsetzung folgt.)

Im Unterseeboot.

Skizze von Hermann Dreßler, Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

Manöver auf Hochsee. Das Meer ebbt und steigt in leichter Dünung. Auf seinem Spiegel wiegt sich eins der schwarzen, verderbenbringenden Ungeheuer: das Unterseeboot „U. 21“. Seine breite Plattform ragt über die Wasserfläche empor wie der rundliche Rücken einer Riesenschöldkröte. Bis zum Ausstieg ist es eingetaucht. Nichts verrät seine Anwesenheit. Nur ein schwacher Stahlmast schiebt sich aus dem Innern empor, drei, vier Meter hoch. An ihm sind die Antennen montiert. Sie lauschen gespannt nach allen Seiten, um die aufgefangene Kunde sogleich dem Kapitän da unten, der zugleich den Telegraphen bedient, zu berichten. Am Mast herab laufen die mit Asphalt isolierten Drähte in das Innere des Bootes. In ihm knistern die geheimnisvollen Funken herab und suchen ihren Weg durch den Fritter in den Zeichengeber.

Da unten ist man frohlicher Laune. Der Maschinist bietet dem Heizer eine Pfeife an. Das ist mal endlich wieder ein bischen Abwechslung. Schon die Fahrt vorgestern durch die bewegte See. Dann das Kreuzen, um von den als feindlich markierten Streitkräften nicht bemerkt zu werden. Bald oben, bald einige Meter unter Wasser. Alle Maschinen intakt, alles sicher und zuverlässig.

Die Matrosen sitzen untätig beisammen und plaudern.

Da ertönt ein Klingelzeichen, der kurze, scharfe Anruf des Telefonapparates. Alle lauschen. —

Der Kapitän läßt die rollende Papierschlange durch seine Finger gleiten. Er lächelt.

Dann gibt er durch das Sprachrohr nach dem Maschinenraume das Kommando: „Maschine an! — Halbe Kraft!“

Ein feines Zittern durchläuft den Körper des stählernen Riesenschiffes. Ein Geräusch wie von gepeitschtem Wasser dringt an das Ohr der Insassen, dann rauscht es um sie her, als stünden sie in einem Wasserfalle. Dazwischen der ätzende Stoß der Maschine.

Der Peristopmast ist ausgelegt. Der rotierende Spiegel, vor dem Gesicht der Wellen geschützt, erzählt den halb im Wasser eingebetteten, was da oben auf See ringsum vorgeht. Alle Sekunden gleitet langsam, wie eine Fata Morgana, ein anderes Bild über die weiße Milchlastafel vor dem Sitze des Kapitäns, stark verkleinert, aber haarscharf. Schwellende Bogen, mit weißen Gesichtskronen besetzt, eingerahmt vom Graublau des Himmels.

Plötzlich erscheint auf der Glastafel ein anderes Bild. Wie eine bleigraue

Mauer schiebt es sich langsam darüber hinweg und verschwindet. Bald darauf erscheint es wieder, diesmal größer und näher.

„Maschine stopp!“

Das Zittern und das Stoßen hört auf, und das Rauschen nimmt ab.

„Peristopmast einholen!“

Der Befehl klingt hastig.

Die Matrosen wissen nicht, warum es sich handelt. Sie gehorchen stumm. Sie sind die Glieder am Körper. Das Hirn, die Seele, der Konzentrationspunkt ist ihr Kapitän.

Im nächsten Augenblick ist der Peristopmast eingeholt und an der einen Langseite des Bootes verstaut.

„Peristopmast eingeholt!“ gibt in ruhigem, geschäftsmäßigem Ton der Obermaat Meldung zurück.

„Gute Nacht!“ Schon springen zwei wie Panther auf der schmalen Stahlleiter in die Kuppel des Turmaustritts empor. Ein Rasseln und Klirren, der Befehl ist ausgeführt.

„Luftentanks öffnen!“

Der zweite Offizier dreht das Rad des Ventilhebels. Eine Flut des salzigen Meerwassers strömt in die Sinterkapseln. Sie schlägt klatschend gegen die Stahlwände. Der Schall ertlingt dumpf bis ins Innere. „Wie tief, Kapitän?“ fragt der zweite Offizier.

„Sechzehn Faden!“ Die Matrosen blicken halb erstaunt, halb erschrocken dem Kapitän ins Gesicht.

Keine Miene jedoch verrät ihnen, daß man sich auf der Grenze zwischen Ernst und Manderspiel befindet. Nur im Hirn des Kapitäns arbeitet es fieberhaft. Das Peristop hat ihm gesagt, daß da oben ein

Kreuzer in voller Fahrt einherjagt. Der Kamerad da oben hat keine Ahnung davon, daß hier unten sechzehn Mann in einem stählernen Gefängnis sitzen, einem Gefängnis, das sie unter Umständen mit zur Tiefe zieht und nie wieder freigibt. Zum Aufsteigen war es zu spät, der Kreuzer hätte sie mit seinem Rammdorn glatt durchgeschnitten. Also tauchen! Tauchen! Tief genug, daß der andere darüber hinweggleitet. Vielleicht hat er sich in der Richtung des Kreuzers geirrt und alle seine Besorgnisse sind überflüssig.

„Vier Faden, Kapitän!“ kommt Meldung vom zweiten Offizier. Totenstille.

„Sechs Faden, Kapitän!“

Dem Kapitän erscheint die Pause zwischen den zwei Meldungen wie eine Ewigkeit. — Der Zeiger am Manometer rückt ihm viel zu langsam weiter.

„Neun Faden — zehn Faden, Kapitän!“

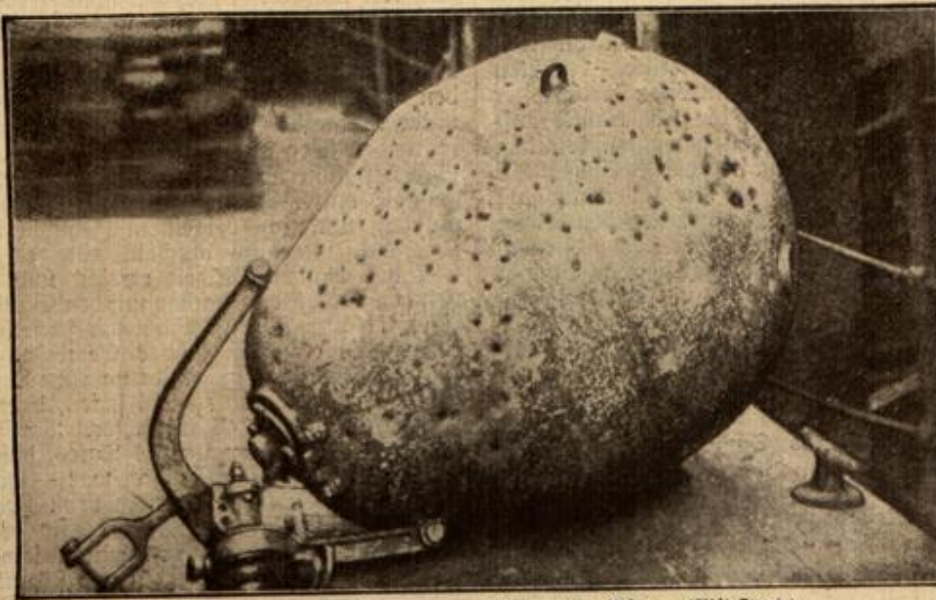
„Vierzehn Faden, Kapitän!“

„Aach! — Aach!“ Wer schrienur so?

„Ach so, der Maschinist kam herein-gestürzt.“

„Kapitän, Maschinenraum led!“

Ja, sie hatten alle den



Eine auf eine Kaimauer angeschwemmte Mine. (Mit Text.)



Der Kriegsschauplatz in den Karpathen: Eine österreichische Erkundungspatrouille in den schneebedeckten Bergen.

Photographie v. d. Franke.

Stoß gespürt. Der jüngste Matrose, der gerade den Leiterholmen gereinigt hatte, war hinabgestürzt und hielt sich eine kleine, blutende Wunde mit einem öligen Puzlappen zu.

Der Kapitän fuhr sich mit der linken Hand über die Stirn. Einen Augenblick Totenstille!

Aus dem Maschinenraum hört man das Sidern und Plätschern

Truppe
ausgehen
Beurlauben
anfreude
in sehr
gerichtet
der viel
licher ge
geordnet
Unruhe
Es
mobiler
kommun
Gesuchte
Befragun
Zeit sorg
oder Ver
befürwort
liches Ge
auf Gen
Sech
abtrieb
in der P
nahme
glänzend
Organisa
der bew
wichtigst
Kriegs
irgendwel
Schidern
werden, f
zu beunr
zu nehme
wenig f
Büde

Der e
gaben für
gemeindeg
z. B. Böden
brüngen a
Rie
Es
den Borr
sonweit er
Bader o
abends
ober un
Bäder für
De



Die gesprengte Eisenbahnbrücke der Linie Kalisch—Warschau.

eindringenden Wassers. Schon sind die Zugmagstüren abgedichtet.
„Tants schließen! Pumpen an!“ kommandierte der Kapitän.

Der zweite Offizier zieht an dem Hebel, der automatisch den Telephonschwimmer



Erzherzog Eugen von Österreich. (Mit Text.)
Photographie Stephan Walla.

Die eine Pumpe ist beschädigt, die andere aber schluckt wie ein heulender Zyklop.
„Zwanzig Faden, Kapitän!“ kommt die Meldung vom zweiten Offizier.
„Zwanzig Faden!—Zwanzig Faden!“ — geht es allen durch den Kopf. Wie tief mag das Meer an dieser Stelle wohl sein?
„Fünfundzwanzig Faden, Kapitän.“
„Dierunddreißig Fa—“
„Fünfundvierzig Faden, Kapitän!“
„Sechzig Faden!“



Ein weiblicher Feldwebel. (Mit Text.)

tulchendem Sand. Die Nadel am Manometer stockt in ihrem Laufe.
„Wir sitzen auf Grund, Kapitän!“
„Wie viel Faden?“ fragt eine zitternde Stimme. Es ist die des jüngsten Matrosen.
„Fünfundsiebzig Faden, meine Junge!“ entgegnet der Kapitän.
„Also keine Angst, das ist für uns keine gefährliche Tiefe!“
„Obermaat, prüfen Sie die Sauerstoffapparate!“
„Kamerad, die Telephonboje lösen!“



Professor Dr. Helfferich, der neue Staatssekretär des deutschen Reichsschatzamt. (Mit Text.)

ausstößt. Der fährt zur Höhe empor und taucht aus den Wellen auf, gleich darauf sein rotes Fähnchen aufschnellen lassend, das mit seinem weithin sichtbaren Wimpel um Rettung fleht.
In atemloser, eisiger Spannung verharren die Tapferen auf dem Meeresgrunde. Wenige Minuten später schon schrillt ein Klingelzeichen durch den Raum. Die Männer fallen sich wie trunken in die Arme. Dem Jüngsten laufen zwei große Tränen die Backen herab.
Man hat die Telephonboje aufgefischt. Das bedeutet Rettung. Der Kapitän ruft an und erhält Antwort. Die anderen folgen gespannt dem Gespräch, von dem sie nur die eine Hälfte hören.

„Siebenundsechzig Faden!“
Allen graust es. Der Offizier am Manometer gibt seine Meldung, als läse er einen Zeitungsbericht vor. Teufel, woher mag der Kerl nur seine Ruhe haben!
Aber auch die anderen sind Männer.
Entsetzen stiert ihnen aus den weit aufgerissenen Augen, aber sie ziehen den Kopf zwischen die Schultern und blicken zu Boden.
Nur nichts merken lassen! Seemannsblut! Sie sind ja alle so stolz darauf.
Jemandem macht einen schlechten Witz. Seine Stimme klingt erzwungen, gepreßt. Die anderen lachen gequält auf, aber ein wenig erleichtert auch dies Lachen.
„Fünfundsiebzig Faden, Kapitän!“



Mellstunde in einem Viehdepot auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Presse-Centrale W. Braemer.

„11. 21. Wir sind gerammt. Maschinenraum led. Eisen bei fünfundsiebzig Faden auf Grund!“

„Wie? Bitte, etwas lauter, Herr Kamerad!“

„Vier Stunden? Ja, solange können wir uns halten!“

„Taucher kommen? Gut! Ob wir Staphander haben? Ja, vier Stück! Blieben noch zwölf von uns zurück!“

„Das gebe Gott, Kamerad! Auf Wiedersehen!“

Er hängt den Telephonhörer an und gibt das Schlußzeichen. „Kameraden, wir werden gerettet! Die ‚Niederland‘ hat unsere Telephonboje aufgefischt und wird Taucher herabschicken, die unsern Stahlfisch in Ketten legen. Ich denke, in drei bis vier Stunden sind wir am Tageslichte.“

Die Zeit verrinnt qualvoll langsam. Die Nerven sind bis zum Zerreißen gespannt. — Da endlich! Schwere, ungelente Schritte über ihnen. Klopfschritte. Sie geben dieselben zurück. Dann rasselnde Ketten, oben, unten, an den Seiten!

Wieder eine Stunde vergangen! Die Taucher scheinen wieder emporgestiegen zu sein. Es ist nichts mehr zu hören.

Da wieder ein Klingelzeichen von oben.

Der Kapitän eilt ans Telephon.

„Alles fertig? Bereit zum Heben? In Gottes Namen!“

Jetzt fängt das Boot an zu schwanken, legt sich leicht auf die Seite. Ein Rassel rings um die Stahlwände. Die Ketten straffen sich, man hört's!

Der zweite Offizier steht am Manometer.

„Vierundsiebzig Faden, Kapitän!“

„Zweiundsiebzig Faden — neunundsiebzig Faden!“

Immer jubelnder wird seine Stimme, immer lauter und triumphierender.

„Sechs Faden! — Zwei Faden!“

„Licht!“

„Licht!“ jubeln sie alle, die harten Männer, die dem Tode ohne Wimperzuden ins kalte Auge geschaut tief unten auf dem Meeresgrunde, und sie steigen bald darauf — einer nach dem anderen — aus ihrem engen Stahlfängnis empor zur goldenen Sonne neuen Lebens.

Die Stimme aus dem Jenseits.

Ein Kriegserlebnis von Guido Federzani.

(Nachdruck verboten.)

Die schwerste Stunde meines Lebens war die am Morgen des 27. Juli 1870, wo ich im Heimatstädtchen an der Weichsel von der Mutter Abschied nahm, denn der Krieg mit Frankreich war losgebrochen, erzählte ein preußischer Major.

„Ich werde im Gedanken immer bei dir sein ... Für dich beten, daß du am Leben und heil bleibst!“

Das waren ihre letzten Worte, die sie, von Schluchzen unterbrochen, mir nachrief, mir, ihrem einzigen Kinde. Und der Abschied von diesem Wesen, das ich wie ein Heiligtum liebte, verehrte, fiel mir um so schwerer, da ich es allein, ohne Verwandte oder Gesellschaft zurücklassen mußte. Allein — mit der Sorge und Sehnsucht des Wiedersehens!

Das Infanterieregiment, dem ich eingereiht wurde, stieß schon nach wenigen Tagen zur dritten Armee, welche den linken Flügel des deutschen Heeres bildete und vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm geführt wurde. Schon in Mainz, wo es einen Rasttag hielt, traf mich die vom Bürgermeister meiner Vaterstadt nachgesandte Trauerbotschaft, daß meine liebe Mutter, welche seit Jahren herzkrank war, einige Stunden nach meiner Abreise erkrankt und plötzlich gestorben sei!

Dieser wahrhaft unersehliche Verlust hätte mich zu einer anderen Zeit niedergeschmettert, in Trübsinn gestürzt, jetzt aber, da ich in den Kampf fürs Vaterland ging und der strenge Waffendienst Geist und Körper bis zur Erschöpfung in Anspruch nahm, blieb ich Herr meiner Stimmung und zeigte mich äußerlich gefaßt.

Im Innern freilich fühlte ich mich bis zum Verzagen elend; doch die eiserne Pflicht befahl: „Daß das Trauern. Vorwärts, vorwärts! Stelle deinen Mann!“

Am 4. August zog unsere Armee gegen die Stadt Weissenburg, die in einem fruchtbaren Tal lag und durch eine Reihe von Schanzen besetzt war. Über den mit Neben bepflanzen Hügel lag der Geisberg auf, dessen Gipfel die Franzosen mit ihren Mitraillen auf verteidigten, während die verächtlichen Turkos hinter Weinstock und Busch versteckt lagen. Aber die Bayern, die an der Tete marschierten, überschütteten die Stadt mit Hohlgeschossen, stürmten die Tore und jagten, von drei Seiten eindringend, den Feind mit den Bajonetten hinaus, während die preußischen Regimenter den steilen Geisberg erkletterten. Es war ein Gemetzel, das sich nicht beschreiben, aber auch niemals vergessen läßt.

Der Sieg war errungen, und am Abend dieses blutigen Tages befahl der Kronprinz: „Der Vormarsch soll fortgesetzt werden!“

Am frühen Morgen, der folgte, stießen unsere Vorposten auf die ganze Armee des Marschalls Mac Mahon, welche teils auf den Kluppen über der Stadt Würth und teils in den staffelförmig die Anhöhen hinaufziehenden Gebüsch den Angriff erwarteten. Zwischen Würth und diesen Höhen lag eine vom Sauerfluß durchströmte Schlucht, welche die Unserigen überschreiten mußten. Die Stadt wurde erstürmt und alles drängte sich in die Straßen, die nach Fluß und Schlucht führten. Schon hatten sich die Vataillone vor uns in die Flut gestürzt, um an das jenseitige steile Ufer zu waten, da sprühte und prasselte ein Hagel von Geschossen auf sie herab.

Es war unmöglich, diesem Kugelregen, der aus den Mitraillen auf der Kuppe und den Chassepots der in den Büschen versteckten französischen Schützen kam, zu widerstehen.

Unser Hauptmann ließ die Leute rasten, ehe sie vorwärtsstürmten, und in diesem Augenblicke mußte ich lebhafter als je an meine Mutter denken, indem mir gerade ihre letzten Worte: „Ich werde immer bei dir sein!“ einfielen. Zum erstenmal, seitdem ich ihren Tod erfahren hatte, schien mir der Verlust nicht so schrecklich, denn der einzig guten Frau blieb der Schmerz, mich als „gefallen“ betrauern zu müssen, erspart. ... Ich war nämlich überzeugt und gefaßt, daß mir beim nächsten Sturm eine Kugel den Garaus machen werde. „Wer den baum- und strauchlosen Weg zwischen dem Ufer und dem Hinterhalt der Franzosen heil zurücklegt,“ so dachte ich, „erlebt ein Wunder!“

Die Trommeln wirbelten. Von allen Seiten tönte es: „Vorwärts. Hurra!“ und wir liefen ins öde Feld hinaus, auf das die Sonne sengend niederbrannte. ... Nur noch hundert Schritte und das Gebüsch, welches uns, obwohl vom Feind besetzt, Deckung bieten konnte, war erreicht. ... Aber gerade jetzt senkte sich eine Wolke von Kugeln auf uns nieder, die breite Lücken in die Reihen rissen und einen Kameraden nach dem anderen in den heißen Sand warfen.

Unwillkürlich hielt mein Zug, vor dem der Hauptmann schritt, still. Keiner wußte eigentlich, warum dies geschah. ...

Da umwehte mich ein kühler Lufthauch, und eine Stimme, es war die meiner Mutter, sagte leise: „Geh' vorwärts!“

Ich erschrak gar nicht darüber, sondern rannte, während die Kameraden folgten, trotz des Kugelregens vorwärts und erreichte als der Erste das Gebüsch, was mir dann ein Lob meines Hauptmanns einbrachte.

Sobald wir uns in dieser gedeckten Stellung befanden, wurde wieder Halt gemacht und das nächste Terrain geprüft; es bestand aus einer steilen, buschlosen Böschung, die wir, um den Feind zu fassen, erklettern mußten.

In diesem Augenblick hörte ich abermals die Stimme meiner Mutter: „Geh' vorwärts!“ Ich zögerte, das zu tun, denn ich mußte warten, bis der Hauptmann den Befehl dazu gab. „Ein Soldat muß gehorchen“, dachte ich und rührte mich nicht vom Platz.

Da flüsterte die Stimme zum drittenmal: „Geh' vorwärts!“ Wie von einer unsicheren Hand gestoßen, verließ ich, wieder der Erste, das Gebüsch und stieg die Böschung hinauf.

Plötzlich flog eine Granate über meinen Kopf, senkte sich abwärts ins Gebüsch, wo ich vor einer halben Minute noch gestanden hatte, schlug ins Gras und — platzte. ...

Ich blickte zurück. Mein Hauptmann und alle Kameraden lagen mit zerrissenen Gliedern tot oder schwer verwundet am Boden!

Ein gräßlicher Anblick, der mich förmlich in die Flucht trieb, und so gelangte ich, von Geschossen aller Art umschwirrt, in das zweite feindliche Versteck, wo ein halbes Dutzend Turkos lag und, sobald ich auftauchte, Reißaus nahmen; sie glaubten offenbar, von einem zahlreichen Feinde überfallen zu sein! ...

Bald stießen Kameraden, welche aus einer andern Richtung die Anhöhen erstiegen, zu mir, und vereinigt stürmten wir den letzten Schlupfwinkel der Franzosen, der bereits auf der Kuppe lag, ohne daß ich verwundet wurde.

Einige Zeit später erhielt ich, als Anerkennung für meine tapfere Haltung beim Sturm, das Eisener Kreuz! ...

Wie wir spielen.

Von Greta Warneyer.

(Nachdruck verb.)

Es schneit und regnet. Dazu macht der Himmel ein o griesgrämiges Gesicht, als solle es nie wieder Sonnenschein geben. Ganz braunschliederig ist unsre Straße, und der schöne weiße Schnee hat sich in einen dicken Morast verwandelt.

Nun können wir nicht an den Strand gehen, Bubi und ich. An unsern weißen, weiten Strand, wo es jetzt im Winter fast noch schöner ist als im Sommer, wenn die Strandkörbe und Verkaufsbuden aufgestellt sind und die vielen Badegäste zu uns kommen. Man kann auch im Schnee wundervoll am Strande spielen, kann Burgen schaufeln, Leuchttürme bauen und mit

Schneebällen nach den schwimmenden Eischollen werfen, welche die Wellen vom Strand losgewaschen haben und nun fortschwimmen lassen. Dazu hat man jetzt herrlich viel Platz, ganz für sich allein, und das mögen wir so gerne.

Aber heute geht das alles nicht und wir müssen zu Hause bleiben. Da setze ich mich an die Nähmaschine und nehme eine Arbeit vor. Hansel hockt auf der Fensterbank, drückt sein Näschen gegen die Fensterscheiben und schaut mit trübseliger Miene hinaus. Es ist auch langweilig, wenn man den ganzen langen Nachmittage im Zimmer bleiben muß.

Nun wird sie gleich kommen, die gefürchtete Frage: „Was soll ich spielen?“ Da muß ich vorbeugen.

„Bubi, wollen wir mit der Fähre hinüber nach Wolgast fahren?“

„Ach — wir haben ja keine.“

„Doch, die Nähmaschine. Wir müssen nur noch zwei Stühle für die Kajüte haben. Dann bist du der Kapitän und ich der Steuerermann. Da, das Maßband ist die Anlegekette, die kannst du um den Tischfuß legen. Aber eile dich, sonst muß ich allein abfahren.“

Wie schnell kommt Hansel von seinem Platz herunter, schleppt zwei Stühle heran und richtet die Fähre her. Er ist so in Anspruch genommen, daß er Längeweile und schlechtes Wetter vergißt.

„Jetzt kann's losgehen,“ ruft er eilfertig, „Klingelklingel!“

„Die Fähre läutet immer dreimal vor der Abfahrt, das weißt du doch?“

„Ach ja, Klingelklingel.“

„Kapitän, ob die Leute da mit dem Pferd und dem Schaf auch wohl übergesetzt werden wollen?“

„Ja, die auch. Und Kutscher Peters muß Badegäste vom Bahnhof abholen wollen, dann müssen wir ihn und seinen Wagen auch noch mit raufnehmen. Aber ich muß mir erst noch Billets holen.“

Siehe da, nun beginnt Bubis Phantasie das vorgeschlagene Spiel schon selbständig weiterzuspielen.

Nachdem er Wollschaf, Kutscher und Pferd an Bord gebracht hat und sich noch die Anopfschere als Billettzange nebst einigen Zeitungstüchlein als Fahrkarten erbeten hat, steigt er ein, macht zum drittenmal „Klingelklingel“, und ich setze die Maschine in Bewegung. Wir fahren ab. Bei den langen Rähnen von Hansels Paletot haben wir eine gute Überfahrt, bei den kurzen, wo ich öfter absehen muß, ist hoher Seegang und wir kommen schlecht vorwärts. Wenn ich aufspüle, ist es ganz schlimm, dann „hat“ die Maschine etwas und es muß gestoppt werden.

Untenwegs will Hansel noch die Fahrkarten revidieren, Brütlingeld einsammeln und Kohlen aufschütten.

Viel sagen und vorschlagen brauche ich nicht mehr, befunde aber stets reges Interesse für seine Ideen. Nach einer Stunde meint er:

„Nu sind wir auf dem Bahnhof und fahren mit der Eisenbahn.“

„Schön, Bubi.“

Jetzt warte ich ab, wie er selbst sich das neue Spiel einrichten wird. Aber er läßt unsre „Fähre“ ruhig so, läd nur die Spielsachen aus und packt sie vor uns auf den Fußboden. Dann macht er „Tuuu ut“ und stampft mit Füßen und Achsen immer um den großen Tisch. Er spielt Lokomotive. Ganz für sich allein. Nicht lange — und er bleibt bei mir stehen, um mich erwartungsvoll anzugucken.

Nun muß ich seiner Phantasie durch ein paar Fingerzeige weiterhelfen, oder das Spiel kommt ins Stoden.

„Das ist aber ein merkwürdiger Zug, wo die Wagen nebeneinander laufen, Schaffner!“ Damit zeige ich auf die beiden Stühle rechts und links von mir.

„Ach ja“, sagt Hansel, ganz betroffen, daß er den Fehler nicht selbst gemerkt hat, und nimmt unsere quergebante Fähre auseinander, um die Stühle hintereinander aufzustellen.

„Was nu, Mutti?“

„Schaffner, ich glaube, es gibt nächstens ein Unglück, wenn die Leute da vor uns mit ihrem Wagen und ihrem Schaf nicht von den Schienen heruntergehen. Wir können sie doch nicht totfahren!“

Im Nu hat Bubi den Gedanken erfaßt, räumt die Spielsachen aus dem Wege und untersucht auch gleich das Geleise.

„Abfahrt. Tuuu ut.“

„Schön. Ist es weit bis Greifswald, Schaffner?“

„Stein, wir sind schon da.“
Und nach einer kleinen Weile: „Du, Mutti, da sind doch immer Kellner auf dem Bahnhof, nicht? Du mußt ich was ausrufen und du bestellst.“

„Ja.“

„Warme Würstchen, warme Würstchen! Bier, Bier! Kognat!“
„Bringen Sie mir doch mal zwei Würstchen hier an das Coupé, Kellner.“

Bubi bringt zwei Garnrollen auf einem Stück Papier, und ich bezahle mit Knöpfen. Dann verlange ich aber noch Pfeffer und Salz. Bubi guckt: Woher nehmen? Da — ein bißchen Meise aus Vaters Aschbecher. Und der Senf? Erde aus dem Blumentopf vom Fensterbrett. Nun spielt er erst eine ganze Weile Kellner, und ich muß furchtbar viel verzehren. Dann steige ich aus und gehe in den Wartesaal. Letzterer ist der große Tisch, an den ich mich meiner Näherei wegen setze. Hans läßt unterdessen den Zug rangieren, wie er es oft auf dem Bahnhof beobachtet hat. Nachher fahren wir weiter, haben noch einen Defekt an der Maschine, passieren mit lautem Rabau—rabau—rabau die große Eisenbahnbrücke und kommen mit Verspätung an. Kurz und gut, was sich auf einer Reise erleben läßt, das erleben wir.

Von dem grauen Regentage verspüren wir nichts. Bubi findet am Abend, so schön hätte ich noch nie mit ihm gespielt. Und dabei habe ich den ganzen Nachmittag über genächt.

Kinder zu beschäftigen ist so leicht. Man muß nur ihre Phantasie durch ein paar Fingerzeige zu wecken wissen und rechtzeitig dafür sorgen, daß das Spiel nicht ins Stoden gerät. Und dann — ja, ein Teil gehört noch dazu: Man muß selbst ein Stückchen Kindersinn aufzuwenden haben. Was Kindersinn ist? Das läßt sich mit wohlgefügten Worten schwer erklären, aber es kommt ungefähr auf folgendes heraus: Man muß mit unerschütterlichem Ernst einen Stuhl bald für ein Pferd oder einen Bahnwagen ansehen können, muß über soviel innerlichen Reichtum verfügen, daß man Kaiser von Rom und Eisenbahnchaffner in einer Person sein kann.

Wer das versteht, der hat Kindersinn, und mit dem kann man an den grämlichsten Regentagen so schön wie im hellsten Sonnenschein spielen.

Wer das versteht, der hat Kindersinn, und mit dem kann man an den grämlichsten Regentagen so schön wie im hellsten Sonnenschein spielen.

Wer das versteht, der hat Kindersinn, und mit dem kann man an den grämlichsten Regentagen so schön wie im hellsten Sonnenschein spielen.

Wer das versteht, der hat Kindersinn, und mit dem kann man an den grämlichsten Regentagen so schön wie im hellsten Sonnenschein spielen.

Regierbild.



Wo ist der Landschaftsmaler?

Stille Stunde.



„Vergessen werd' ich nie die stille Stunde,
Die doch für dich und mich so inhaltreich, —
Was du mir sagtest, klang so warm und weich,
In zartem Tonfall kam's aus deinem Munde.“

Von dem, was du empfandest, gab's mir Kunde,
O süßes Glück! — Der Liebe Zauberreich,
Dem sonst kein andres wohl auf Erden gleich,
Erschloß sich für uns zwei in dieser Stunde.“

Wir sprachen wenig. — Doch im Herzen tief
Da klangen jubelnd engverwandte Saiten, —
Im Liebeston, der dort verborgen schlief.

Bis ihn aus langem Traume in uns beiden
Ein Wort, ein Blick machtvoll zum Leben rief,
Damit er klinge bis in fernste Zeiten. —

Martha Grundmann.

Unsere Bilder

Eine auf eine Kaimauer angeschwemmte Mine. Die englischen Minen reißten sich sehr leicht von ihren Verankerungen los und bieten so für die Schifffahrt eine große Gefahr. Treiben sie dem Lande zu, so werden sie am Strand oder wohin sie sonst der Sturm und die Meereswoge hinschwemmt, zur Entzündung gebracht. Bei der obigen Mine sehen wir, daß bereits zahlreiche Gewehrschüsse auf sie abgefeuert wurden, um sie zur Explosion zu bringen, was aber nicht gelang. Erst Dynamit machte den unheilvollen Gast unschädlich.

Die gesprengte Eisenbahnbrücke der Linie Katisch—Warschau. Unser Bild zeigt die Eisenbahnbrücke über die Warthe an der Linie, die bei dem eiligen Rückzuge der Russen gesprengt, aber von unseren Pionieren bald darauf wieder gebrauchsfähig gemacht wurde. Den einen Brücken-

bogen sehen wir links in Verbindung mit einer Pontonbrücke als Fußgängerbrücke ausgebaut, während rechts auf dem Bilde die Pioniere dabei sind, eine Rotbrücke zu bauen, wozu sie das Material der alten Brücke zum Teil verwenden, die dann als Eisenbahnbrücke dienen soll.

Erzherzog Eugen von Oesterreich, wurde an Stelle des Feldzeugmeisters Potiorek zum Oberkommandanten der österreichisch-ungarischen Balkanstreitkräfte ernannt. Er ist ein Enkel des Siegers von Aspern und ein Neffe des Siegers von Custozza und genießt in der Armee höchstes Vertrauen und begeisterte Verehrung. Bis 1912 bekleidete er das verantwortungsvolle Amt des Generaltruppeninspektors und Landesverteidigungs-Oberkommandanten für Tirol und Vorarlberg.

Ein weiblicher Feldwebel. Stanislaw Orduksla, eine polnische Legionärin, die in den Reihen der österreichisch-ungarischen Truppen so

tapfer kämpfte, so daß sie zum Feldwebel befördert wurde.

Professor Dr. Helfferich, der neue Saatssekretär des Reichsausschusses. Der Nachfolger des Schatzsekretärs Kühn, Wirklicher Legationsrat Professor Dr. Karl Helfferich, seit 1908 Direktor der Deutschen Bank, ist am 22. Juli 1872 in Neustadt a. d. S. (Rheinpfalz) geboren und hat mehrere Jahre der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes als Referent für wirtschaftliche Angelegenheiten angehört.

Milchstunde in einem Viehdepot auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Vorstehendes Bild zeigt uns mehr die heitere Seite des Krieges. Dieser hat ja neben dem blutigen, schicksalsschweren Ernste, der dem Kampf ums Dasein eigen ist, auch seine Freuden. Wir sehen zunächst eine Milchstunde in einem Viehdepot. Dem kämpfenden Heere folgt in notwendigen Abstände Viehherde auf Viehherde, um mit Hilfe der rasch vollstündlich gewordenen Gulaschkanone in den Magen unserer Vaterlandsverteidiger zu wandern. Ob Kuh- oder Ochsenfleisch, darauf kann keine Rücksicht genommen werden. In der Gulaschkanone herrscht allgemeine Gleichheit. Vor dieser Verwandlung aber in Gulaschfleisch werden noch die Nebenprodukte der zur Verfügung stehenden Kühe gewonnen, um für den täglichen Kaffee die begehrte Milch zu liefern.



Ein Verwundetentransport auf dem Kriegsschauplatz in Russisch-Polen.

Allerlei

Zwed und Erfolg. „Mein Buch ‚Wider die Ehe‘ hatte solchen Erfolg, daß ich jetzt jede Stunde heiraten kann.“

Ein böses Omen. „Unser Sanitätsrat hat doch Pech! Nun hat er sich in der Kunstausstellungs-Lotterie so sehnsüchtig einen Treffer für sein Sprechzimmer gewünscht!“ — „Und hat natürlich nichts gewonnen...?“ — „Doch — aber Bödlins Toteninsel!“

Ein strenger Richterpruch. Die Züricher Zeitung berichtet in einer Nummer des Jahres 1843: Ein Mann mit 60,000 Franken Vermögen ist wegen Entwendung eines Pferdes, das sich auf der Weide befand, vom Obergericht zu zehnjähriger Zuchthausstrafe, wovon die ersten vier Jahre mit Kettenstrafe verbunden sind, und nachheriger zehnjähriger Verbannung verurteilt worden.

Der französische Opernkomponist Delibes bereitete die Aufführung seiner Oper Lakmé für die Brüsseler Oper vor. Die Hauptpartie hierin hatte die berühmte Sängerin Madame Melba zu singen, eine unserer ersten Gesangskünstlerinnen, die durch ihre unvergleichliche Stimme alles in Entzücken versetzte. Madame Melba beherrschte wohl ihre Gesangspartie vorzüglich, aber es fiel ihr als geborene Engländerin schwer, französisch zu singen. Man befürchtete, daß die Künstlerin bei ihrem Auftreten infolge ihrer mangelhaften Beherrschung des Französischen keinen Erfolg haben würde, ja, daß das Publikum sich der Sängerin wie auch dem Komponisten gegenüber direkt ablehnend verhalten würde. Man wollte ein Fiasko vermeiden, und so begab sich die Direktion zu Delibes, um ihm zu erklären, daß eine französische Sängerin die Partie der Melba übernehmen müsse. Aber die Herren hatten sich arg verrechnet. Delibes bestand darauf, daß die Oper nur dann aufgeführt werden könne, wenn Madame Melba singt. Als man ihm immer wieder Entgegnungen hierzu machen wollte, sagte er wütend vor Zorn: „Wie ich gesagt habe, muß es bleiben! Es ist ganz gleich, ob die Melba französisch oder hindostanisch singt; wenn sie mit ihrer herrlichen Stimme meine Lakmé-Musik singt, wird das Publikum schon in Entzückung geraten!“,

Gemeinnütziges

Selleriegemüse. Sellerieknollen werden mit der Schale gekocht, geschält und in Scheiben geschnitten, wenn sie weich sind. Dann bereitet man eine helle Mehlschwitze, gibt Fleischbrühe hinzu, kocht eine glatte Sauce, gibt zu dieser einige Löffel saure Sahne, Pfeffer und Zitronensaft und läßt den Sellerie darin durchziehen.

Beim Pflanzen der Pfirsiche ist von vornherein scharf zurückzuschneiden; so besonders sind die jungen einjährigen Bepflanzungen kurz zurückzunehmen. Man rechne vom Boden zirka 35 Zentimeter. Dann erhält man auch Blüße, die sich selbst und den Behang tragen können.

Spitzenranke Obstbäume lassen auf kieseligen Untergrund oder auf Kalkflugsandbesatz schließen. In beiden Fällen hilft ein harter Rückschnitt, denn die im Wachstum stotfenden Wurzeln können dieses volle Kronengerüst nicht genügend ernähren. Zu tief stehende Bäume werden vielfach schon vorzeitig spizendür.

Der Gummi-Fluß der Stein-Obstbäume kann durch Gießen mit Salzbrühe bekämpft werden. Auf 20 Liter Wasser wird etwa 1/2 Kilo Salz genommen.

Zum Einsetzen des Banders eignen sich am besten leicht geträbte, langsam fließende oder stehende Wasser mit hartem Grunde. Dagegen sind Gewässer mit starkem Schlammboden oder solche, die stark verkrautet sind, zur Banderzucht nicht geeignet.

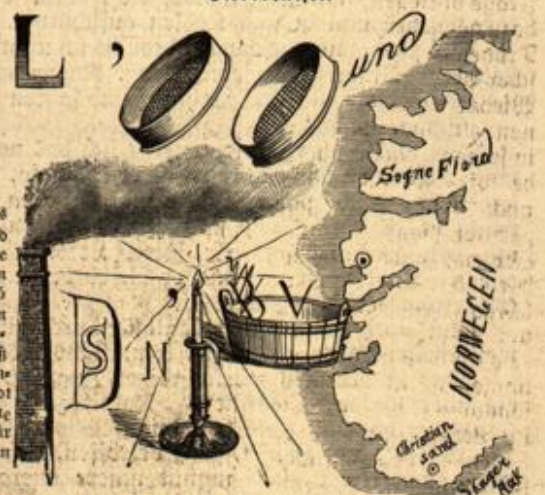
Rechgeschirre müssen von Zeit zu Zeit in scharfem Sodawasser ausgelocht werden, sie bekommen dadurch einen schönen Glanz und haben niemals einen schlechten Beigeschmack. Nach dem Auskochen reibt man sie mit Silberand ab.

Streupulver für Schweißfüße. Dem gebräuchlichen Salzsäurepulver weit überlegen ist die folgende Mischung: Zinksuperoxyd 10 Gramm, überboräures Natrium 15 Gramm, Talkum 75 Gramm. Man pudert mit dem Pulver die Füße hart ein oder streut es in die Strümpfe.

Quadraträtsel.

A	A	A	A	A
E	E	E	E	E
E	G	I	I	L
L	N	N	O	O
S	S	S	S	T

Bilderrätsel.



Die 25 Buchstaben des vorstehenden Quadrates sind so zu umstellen, daß die entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen 5 gleichlautende Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1) Einen Nebenfluß der Rhone. 2) Ein Kreuzstier. 3) Eine Hafenstadt vom alten Rom. 4) Eine andere Bezeichnung für Ende. 5) Im Altertum hollische Stadt in Mysien.

Julius Fold.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Homonymus: Kamm. — Des Logogryphs: See, Fre, Tee.

***** Alle Rechte vorbehalten. *****

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.